



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Festenberg, Adam von: Francesca von Rimini : Novelle : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festsberg.

(Fortsetzung.)

3.



enniglich der äußere Anlaß der Ohnmacht Margarethens den anwesenden Besuchern der Ausstellung sich genügend offenbarte, so sollten sie die tiefere Ursache erst in den nächsten Tagen in dem Feuilleton des „Berliner Bürgerfreundes“ lesen. Der Artikel mit der Überschrift „Unedle Künstlerrache“ lautete folgendermaßen:

In unserm diesjährigen Salon zieht das Bild eines unsrer jüngeren Künstler aus doppeltem Grunde das allgemeine Interesse auf sich. Für die Kunstkenner bedarf es nicht erst der Bemerkung, daß der Künstler für dieses Bild die kleine goldene Medaille erhalten hat. Es stellt Judith dar, mit dem Haupt des Holofernes, sich von dem Lager des Getöteten erhebend. Zwar ganz biblisch ist die Darstellung nicht, und wir sind sicher, daß ein bekannter Hofprediger nicht in der Kommission gegessen hat, welche über die obige Auszeichnung an den Künstler Beschluß faßte. Wir können dem gedachten Herrn aber die Versicherung geben, daß, soweit sich dies konstatiren läßt, der Künstler keinen Tropfen semitisches Blutes in sich trägt. Judith ist freilich nicht das Heldenweib von Bethulien, sie ist eine zarte jungfräuliche Erscheinung, deren Gesicht nicht ohne koketten Zug ist. Sie scheint nicht sowohl gottvertrauend ihr Vaterland von einem mächtigen Feinde befreit, als vielmehr durch eine „abblitzende Antwort“ einen zudringlichen Anbeter abgewinkt zu haben. Auch Holofernes entspricht den biblischen und hofpredigerlichen Traditionen nicht. Nach seinem Kopfe scheint er ungeachtet des leicht angehauchten braunen Tones ein echter christlich-sozialer Germane zu sein, wie ihn selbst Dr. Bernhard Schütze nicht echter wünschen kann. Sein Gesicht zeigt tiefen Schmerz, als ob dieser, schon vor dem Tode vorhanden, denselben noch überdauerte. Läßt sich also vom geschichtlichen Stand-

punkt — wenn man jene Tragödie von Bethulien, welche es nicht einmal bis zu den vorschriftsmäßigen fünf Akten brachte, überhaupt als Geschichte bezeichnen darf — vielerlei gegen das Bild einwenden, so vergißt man diese antiquarischen Quängeleien vollständig gegenüber dem kühnen Schwung der Zeichnung, dem glänzenden Kolorit und jener Beleuchtung, die sowohl an Rembrandt als an Correggio erinnert.

Der von der Jury mit der kleinen Medaille ausgezeichnete Künstler heißt Oswald Hertel, ein noch jugendlicher Schüler Meyendorfs. Ohne uns weiter mit seiner Persönlichkeit aufzuhalten, sind wir in der glücklichen Lage, den Künstler unsern Lesern leidhaftig vorstellen zu können, indem wir sie einladen, seinen Holofernes näher ins Auge zu fassen, denn dieser ist das Porträt des Künstlers selbst. Judith aber ist die Tochter eines hier bekannten, hochangesehenen Bankiers, dessen Name an einen Refugie der französischen Kolonie erinnert und dessen geistvolle Frau in der T. straße im Winter einer ausgeuchten Gesellschaft ihr gastfreies Haus öffnet. Auch der Künstler wurde dort mit Liberalität und Freundlichkeit aufgenommen, lohnte aber dieselbe mit schönem Undank, indem er nach der noch ganz jugendlichen Tochter, dem „reichen Goldfisch,“ zu angeln versuchte. Bei der Tochter wie bei den Eltern erfuhr er eine ausreichende Zurückweisung seiner Bewerbung, und aus — Verstimmung hierüber malte er das Bild.

Es ist nur zu leicht begreiflich, daß die Jury von diesem gewöhnlichen Zug keine Ahnung hatte; sie würde sonst nicht das Bild mit dieser Auszeichnung beehrt haben, da sich Moral und Kunst nicht von einander trennen lassen. Sicherem Vernehmen nach soll die Medaille zurückgefordert und das Bild aus der Ausstellung entfernt werden. In der That ist diese Genugthuung die gesamte Künstlerschaft wie die Jury selbst unserm verehrten Mitbürger G. und dessen feinfühligem Gattin schuldig, die nicht bloß durch reiche Ankäufe in jedem Jahr die Ausstellung unterstützten, sondern auch auf allen Gebieten der Humanität und des Edelsinnes als erste Sterne voranleuchten. Es würde uns um die zahlreichen Künstler, die der in unsrer materiellen Zeit immer selteneren Mäcene bedürfen, besonders schmerzen, wenn der Vorstand der Akademie diese geringe Rücksicht für unsern Mitbürger außer Acht lassen und mit seiner Autorität die öffentliche Beschimpfung einer jungen Dame aus der Gesellschaft gutheißen sollte.

Dr. Sp.th.

Den Schreiber dieses Artikels zu erraten war auch minder Eingeweihten nicht schwer, wenige aber wußten, wie der Artikel zu stande gekommen war.

Margarethens Erklärung, sobald sie von der Ausstellung nach Hause zurückgekehrt war, daß sie unwohl und der Ruhe bedürftig sei, fand bei ihrer Mutter warme Unterstützung. Frau Genève sah ein, daß etwas geschehen müsse, und wünschte bei allen Verhandlungen von etwaigen Einwürfen ihrer Tochter verschont zu sein. Es galt zunächst den sogenannten öffentlichen Skandal zu

vermeiden, d. h. einerseits der Presse Stillschweigen über den Vorfall aufzuerlegen, andererseits durch eine bestimmte Kundgebung darauf hinzuwirken, daß das Bild aus der Ausstellung entfernt werde. Daß der Künstler nicht daran denken würde, das Bild an einen Privatmann zu verkaufen, das war bei seinem bekannten Charakter vorauszusehen. Sonstige Maßregeln gegen Oswald behielt sich Frau Bertha, die ihre Rache kalt genießen wollte, nach Erledigung dieser ersten notwendigen Maßregeln vor. Den Auftrag rücksichtlich der Presse erhielt Dr. Späth, der sich zu dieser Mission jedoch nur unter der Bedingung verstand, daß ihm zu etwaigen Auslagen unbeschränkte Vollmacht und volle Indemnität für dieselben erteilt würde, eine Bedingung, die Papa Genève nur mit vielem Widerstreben annahm. Bei den anständigen Zeitungen, deren es, Gott sei Dank, noch immer giebt, mußte sich der Abgesandte des Hauses Genève verschiedene Zurechtweisungen recht grober Art gefallen lassen; man erklärte schon die Vermutung, daß ein ehrenhaftes politisches Blatt gemeinen Klatsch überhaupt aufnehmen könnte, für eine Frechheit, und gab dem Beauftragten nicht mißzuverstehende Winke, achtbare Redaktionen nicht nach dem eignen Maßstab beurteilen zu wollen — was Dr. Späth nicht hinderte, mit verbindlichster Miene für die freundliche Gesinnung zu danken und gleichzeitig ein Schmerzensgeld für diese Behandlung seinem Auftraggeber anzukreiden. Leider gab es andererseits Blätter genug, welche gegen die Vorschläge Späths viel entgegenkommender waren, d. h. aber nur gegen baare Abfindungen, die in verschiedenen Abstufungen wechselten. Der Redakteur des „Coeur-Wenzel“ erklärte es für eine Pflicht der unabhängigen Presse, die Pestbeulen der sogenannten guten Gesellschaft vor den Augen des Volkes mit dem scharfen Messer der beleidigten Moral zu öffnen und meinte, daß schon, abgesehen von dieser Unabhängigkeit seiner Gesinnung, die Rücksicht auf die Vermehrung der Abonnentenzahl durch die Mitteilung einer so viel pikanten Stoff bietenden Geschichte ihn abhalten müsse, auf irgend welchen Pakt einzugehen. Der mitanwesende Verleger des Blattes glaubte jedoch, die letztgedachte Rücksicht selbst vertreten zu können, wenn ihm eine Quartalsrate von 250 Abonnenten — das Blatt selbst war bisher nur gratis den Straßenverkäufern und Restaurateurs eingehändigt worden, da es erst seit vierzehn Tagen bestand — als Entschädigung gezahlt würde. Dr. Späth mußte sich zu diesem Opfer bereit erklären und konnte nur froh sein, daß der Abonnementspreis vierteljährlich auf 15 Pfennige berechnet wurde, obgleich diese Zeitung morgens und abends erschien, eine belletristische Wochenbeilage, ein humoristisches Wochenblatt und ein besondres Organ für Statistiker seinem Leserkreise bot. Der Redakteur protestirte gegen eine solche unwürdige Abmachung, legte seine Stelle nieder und war nur zu bewegen, gegen eine Aufbesserung seines Gehalts um 500 Mark jährlich sich weiter dem großen und unabhängigen Unternehmen zu widmen. Der Verleger, welcher eine so geschätzte Kraft nicht verlieren wollte, verstand sich auch zu diesem Opfer und verlangte großmüthig, daß das Haus

Genève diese Mehrausgabe nur für ein Jahr übernehmen sollte. Auch hierzu mußte sich Dr. Späth verstehen. Nach drei Tagen saßen freilich Redakteur und Verleger wegen eines schamlosen Angriffs gegen die Sittlichkeit hinter Schloß und Riegel, und der „Coeur-Wenzel“ war aus dem Kreise der Vertreter der öffentlichen Meinung verschwunden. Die schwierigste Mission hatte Späth bei dem „Berliner Bürgerfreund“, einem wegen seiner Klatschsucht und seiner Abonnentenzahl, die sich aus dem Kreise der mittlern Bürgerschaft zusammensetzte, einflußreichen Organ. Hier mußte gleichzeitig der Angriff gegen die Akademie in Szene gesetzt werden, um das Bild aus der Ausstellung zu entfernen. Der Chefredakteur witterte in dem ganzen Manöver des Künstlers eine antisemitische Tendenz, die von dem Akademievorstande und wahrscheinlich auch vom Reichskanzler selbst begünstigt werde. Das Schwergewicht des Artikels sollte daher in diese Richtung gelegt werden, und man wollte deshalb, um den Schein der Unparteilichkeit zu behaupten, umso rückhaltloser in das Lob des Kunstwerks als solchen einstimmen. Der heikle Punkt der Abfindung wurde mit Stillschweigen übergangen, doch erzählte der Redakteur, daß er gestern eine Briestasche mit 500 Mark verloren habe, was ihn umsomehr schmerze, als sie zu einem Geburtstagsgeschenk für seine Frau bestimmt gewesen seien. Er sprach jedoch die Hoffnung aus, daß sich der Finder zur Rückgabe verstehen werde, noch ehe der Artikel über Judith und Holofernes erscheine. In der That fand sich der Redakteur in seiner Hoffnung nicht getäuscht; als er nach Hause kam, fand er einen Brief mit 500 Mark von Max Genève vor, in welchem dieser den Adressaten bat, ihm den Ersatz seines Verlustes als einen Beitrag zu gestatten, mit welchem ein schlichter Mann aus dem Volke den Heroismus der geistigen Vorkämpfer für Humanität und Freiheit zu ehren wage.

Wie man sieht, kam diese Korrektur der öffentlichen Meinung dem Hause Genève ziemlich teuer; auch ging es nicht ohne einige heftige Szenen ab, da Späth nicht über alle seine Liquidationen Belege vorlegen konnte oder wollte. Es bedurfte einer sehr energischen Dazwischenkunft von Frau Bertha, um eine Verständigung herbeizuführen.

Die Wirkungen standen aber in dem umgekehrten Verhältnis zu den Kosten. Es war eben nur erreicht, was der Vogel Strauß zu erlangen glaubt, wenn er seinen Kopf in den Busch steckt. In den Kreisen, in welchen die Angelegenheit unterdrückt werden sollte, wurde sie doch bekannt und ausgeschmückt. Außerdem schlug der Angriff gegen die Akademie völlig fehl. Der „Neue Berliner Bürgerfreund“, ein Konkurrenzblatt des andern, wies in einem boshaften Gegenartikel nach, daß die Unterstützung der Ausstellung durch Herrn Genève sich auf die Abnahme von zwei Loosen beschränkte, die sogar noch mit dem Gewinn eines Aquarells und eines Kupferstichs gezogen wurden. Endlich erschien ein Freund des Künstlers Harold Stolberg in der Redaktion des „Berliner Bürgerfreundes“ und verlangte Widerruf der die Ehre seines Freundes in dem Artikel angrei-

fenden Worte. Indem er als seine Legitimation, abgesehen von dem Freundschaftsverhältnis zu dem abwesenden Maler, auch noch die Pflicht anständiger Leute anführte, gewissenlosen und feilen Ehrabschneidern entgegenzutreten, erhielt er nur eine sehr höhnische Antwort, die Harold mit einigen Stockschlägen in das Gesicht des Chefredakteurs erwiderte. Letzterer reagirte hierauf in keiner Weise, und sein Blatt schwieg von dem Vorfall selbst dann, als die gleichgeartete Oppositionspresse hiervon mit gefälliger Breite Notiz nahm. Dagegen hielt der Redakteur des „Berliner Bürgerfreundes“ es für notwendig, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise ins Bad zu unternehmen, deren Kosten sich ebenfalls in dem Geheimbuche der Firma Genève und Comp. verzeichnet finden.

Das Bild blieb nach wie vor in der Ausstellung, und auch das Schildchen „gekrönt mit der kleinen goldnen Medaille“ wurde nicht zurückgezogen. Für die Familie Genève war es störend, so lange die Ausstellung geöffnet war, in Gesellschaften zu gehen oder solche zu empfangen. Dr. Späth machte den Vorschlag, den Herbst zu einer italienischen Reise zu benutzen, wobei er der unentbehrliche Cicerone gewesen sein würde, allein der alte Genève zeigte sich diesmal gänzlich widerstrebend. Was er für das Bild ausgegeben habe, äußerte er, hätte gereicht, die ganze Ausstellung zusammenzukaufen und nach Australien zu gehen. Er machte auch das erste mal offen dem Unwillen gegen seine Frau Luft, die das ganze Unheil mit ihrer Bildung angerichtet hätte; bei andern großen Börsenleuten, wiederholte er oft, verkehrten keine Maler, und da kämen auch solche Bildergegeschichten nicht vor. Auch an der Börse selbst wurde er von einigen scharfen Bemerkungen nicht verschont. Dieser übeln Laune ihres Gemahls konnte Bertha nicht Herrin werden, und so einigte man sich dahin, den Rest des noch schönen Herbstes in der Villa bei Potsdam zuzubringen. Da Gretchen seit ihrem Unfall in der Akademie schwermütig schien und das Köpfchen hängen ließ, so wurde zu ihrer Tröstung und Erheiterung Else Müller mitgenommen. Dr. Späth fehlte auch nicht; obwohl Max Genève gegen seine Mitnahme Einspruch erhob, so glaubte Bertha es ihrer Ehre und der bedrohten Fortdauer ihrer Alleinherrschaft schuldig zu sein, wenigstens in diesem Punkte nicht nachzugeben.

4.

Unterdeß saß derjenige, welcher an dem Eröffnungstage der Ausstellung den Anlaß zu sovieler Unruhe gegeben hatte, zu derselben Stunde in der Eisenbahn auf dem Wege nach München und Italien.

Ehe wir ihn dahin begleiten, müssen wir zu erforschen suchen, ob seinem Bilde in der That die unedle Rache eines Künstlers zu Grunde lag.

Es war richtig, daß er seit einem Jahre in dem Hause von Genève verkehrt hatte. Einer jener Schriftsteller, welche sich an die Künstler zu heften verstehen und von diesen mit Rücksicht auf eine spätere Kritik zu schonen und

zu fürchten sind, hatte Oswald Hertel an einem Gesellschaftsabend zu Frau Genève gebracht. Diese, welche noch niemals einen wahrhaften Künstler bei sich gesehen hatte, empfing ihn mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit; zu seiner Freude fand Oswald einen entfernten Verwandten des Hauses, den Buchhändler Meyer Großheim, mit welchem er zusammen die Schule besucht und in einem freundschaftlichen Verkehr gestanden hatte. Großheim, der Sohn eines kleinen Händlers, hatte sich unter den größten Entbehrungen die Mittel zu erschwingen gesucht, um zu studiren. Er war der fleißigste Schüler und von Lehrern und Kameraden geliebt; allein er sah ein, daß das Studium ihn verhindern würde, schon frühzeitig für Eltern und Geschwister zu sorgen, und so ging er von der Prima des Gymnasiums in die Lehre zu einem Buchhändler und nach beendigter Lehrzeit nach Paris und London, um sich in den Sprachen und in den Verhältnissen des ausländischen Büchermarktes zu vervollkommen. Seit wenigen Wochen war Großheim nach Berlin als Prokurist der großen Verlagsfirma D. Borndorf eingetreten, ohne daß er noch mit Oswald, mit welchem der Verkehr seit dem Aufenthalt in Paris sich gelockert hatte, zusammengetroffen wäre. Die Begrüßung der beiden Jugendfreunde war herzlich und trug nicht wenig dazu bei, für Oswald den Verkehr im Hause Genève zu einem angenehmen zu gestalten. Außerdem veranlaßte Bertha ihre Tochter, dem Maler alle Aufmerksamkeit zu widmen und ihn mit besondrer Auszeichnung zu behandeln. Margarethe kam diesem Wunsche umso bereitwilliger nach, als sie in Hertel bald einen Mann fand, wie sie einem solchen in ihren Kreisen bisher noch nicht begegnet war. Anstatt der gedrechselten Phrasen des Feuilletonsstils hörte sie geistvolle Reden, statt fader Witze fand sie glänzenden Humor; niemals verlor Oswald seine Würde, noch verriet er eine Schwäche. Margarethe gab sich dem vollen Genuß der Unterhaltung mit ihm hin. Diese Aufnahme verfehlte auch bei Oswald ihre Wirkung nicht; er war noch zu naiv in den Künsten jener Aftergefelligkeit, um zu fühlen, daß Frau Genève nur den einen Zweck hatte, ihn an ihren Salon zu fesseln. Er war zu treuherzig, um zu glauben, daß das Benehmen des jungen Mädchens ein Gemisch von Gefallsucht und Vergnügen an seiner Unterhaltung sei, und er fühlte sich bald zu diesem Hause und zu dessen Tochter mehr angezogen, als er es sich eingestehen mochte. Denn nur selten wird ein Mann unempfindlich für Freundlichkeiten sein, die ihm von einer Frau gespendet werden, und seine Empfindung wird sich steigern, wenn diese Frau auch noch schön und anmutig ist. Unzweifelhaft kann einem Verkehr junger Männer und Mädchen nicht lediglich der Gedanke und das Ziel einer ehelichen Verbindung zu Grunde liegen. Nichtsdestoweniger konnte und mußte sich Oswald sagen, daß er zu alt war, um nur zu spielen, zu jung, um ohne Wunsch zu sein. Er versuchte, der ganzen Situation so kühl wie möglich gegenüberzutreten; denn es gehörte keine besondre Beobachtungsgabe zu der Erkenntnis, daß Max Genève eine Heirat seiner Tochter lediglich von dem Gesichtspunkte

materiellen Vorteils behandeln und daß er deshalb einen Künstler zurückweisen werde, dessen ganzer Reichtum in seinem Talent und dessen Ausichten nur in der Zukunft lagen. Oswald war auch nicht blind gegen Frau Genève und ihre Art, deren Grundzug, die Eitelkeit und der äußere hohle Glanz, sich bei jeder Begegnung mehr als einmal verrieten. So oft sagte er sich selbst, daß der Erwerb solcher Schwiegereltern nicht gerade als eine Gunst des Schicksals betrachtet werden könne. Aber wenn dann Margarethe bei seinen Besuchen sich nur ihm widmete, ihn bat, mit ihr zu Tisch zu gehen, damit sie in der Ede und Wüste ihres Tagesverkehrs eine Oase finde, um sich zu erholen und neue Kraft zu schöpfen, wenn bei den tausend Redewendungen und Freundlichkeiten ihre zärtlichen Blicke auf ihm ruhten, dann vergaß er doch die Zurückhaltung, welche er beobachten wollte, und gab sich sprühend und begeistert dem Genuß dieses Umgangs hin. Es konnte auch nicht fehlen, daß die Auszeichnungen, die er von Mutter und Tochter unausgesetzt erfuhr, die Aufmerksamkeit des ganzen Kreises erregten, der in dem Hause verkehrte, und es blieben auch die Anspielungen und Sticheleien nicht aus, die mit mehr oder weniger Indiskretion in Gegenwart aller Beteiligten geäußert wurden. Auch Großheim waren alle diese Dinge nicht entgangen, wenn er auch nicht so häufig bei Genèves verkehrte. Er hatte sich seinen Verwandten gegenüber stets die volle Unabhängigkeit zu wahren verstanden, und wenn er gerade wegen dieser Eigenschaften und der Aufrichtigkeit seiner Sprache wenig Sympathien bei der Herrin des Hauses fand, so war er doch von ihr respektirt. Aber er verkehrte nicht gerade gern in diesem Hause und kam nur Oswalds wegen häufiger hin, als er es bisher pflegte. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß auch zwischen den Freunden die zarten Beziehungen zwischen Oswald und Margarethe berührt wurden. Der erste Anlaß zu einer solchen Unterhaltung kam nach einer Gesellschaft, in welcher Frau Genève mit großer Begeisterung vom Künstlerberufe gesprochen und mit ganz unverkennbaren Andeutungen auf Oswald ausgeführt hatte, daß ein Mann seines Schlages überall mit Freuden nicht nur aufgenommen, sondern auch geliebt werden müsse. Als darauf gelooft werden sollte, welcher Herr der einzelnen Dame als Tischnachbar zufalle, hatte Margarethe mit Unterstützung ihrer Mutter und so, daß es allen Anwesenden auffallen mußte, es einzurichten verstanden, daß sie mit Oswald zusammenkam. Beim Nachhausegehen suchte Großheim zunächst die Ernsthaftigkeit der Gesinnung Oswalds zu erforschen, und als er sah, wie dieser, der noch unter dem Eindrucke des ganzen Abends stand, aus seiner Begeisterung für Margarethe kein Hehl machte, so ermunterte er den Freund zu dem entscheidenden Schritte. Nur Margarethe und deren Mutter, so äußerte sich Großheim, sind allein maßgebend; mein Onkel Genève wird zwar aus freien Stücken seine Tochter einem unbemittelten Künstler nicht in die Ehe geben, aber den gemeinsamen Wünschen von Frau und Kind keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzen. Über die Anschauungen dieser letztern beiden kann nun nach dem Urtheil aller gar kein Zweifel mehr bestehen. Meine Tante Bertha hat zwar, um es vulgär zu bezeichnen, Rosinen im Kopfe, und es wäre ihr gewiß lieber, wenn Margarethe, mit einer freiherrlichen Krone geschmückt, in eitel Glanz und Herrlichkeit bei Hofe und in den ersten Kreisen der Residenz, welche ihnen zur Zeit verschlossen sind, verkehren könnte. Andererseits zollt aber die Tante auch dem Ruhme des Künstlers volle Bewunderung, zumal da du bei aller Bescheidenheit nicht leugnen kannst, daß dir noch eine große Zukunft blüht. Du weißt, daß ich von meinen Verwandten nicht gerade begeistert bin, aber das

ganze Benehmen von Mutter und Tochter würden ja das Maß jeder Koketterie überschreiten, wenn du in dieser Art, dich zu behandeln, nicht eine Ermutigung, den entscheidenden Schritt zu thun, sehen sollst.

Oswald theilte diese Zuversicht noch nicht, war aber damit einverstanden, daß Großheim selbst bei seinen Verwandten sich eine stärkere Gewißheit verschaffen sollte.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Rumänien und die Londoner Konferenz. Die Wiener Kongreßakte von 1815 bestimmte, daß die Mächte, deren Staaten von demselben Strome getrennt oder durchströmt werden, sich verpflichten, in gemeinschaftlicher Übereinkunft (commun accord) die Beziehungen der Schifffahrt zu regeln, wobei folgende Grundsätze maßgebend sein sollten: 1. Daß die Schifffahrt auf diesen Strömen mit allen Nebenströmen vom Anfangspunkte ihrer Schiffbarkeit bis zu ihrer Ausmündung in das Meer (jusqu'à la mer) gänzlich frei und in Bezug auf den Handel niemand untersagt sein soll; 2. daß zwar jedem Uferstaat seine Hoheitsgewalt über das Flußgebiet innerhalb seiner Grenzen verbleibt, die Schifffahrt selbst aber nicht gehemmt werden soll (daher keine Stapelplätze, kein Zwang zum Umschlag); 3. daß keine Waarenzölle erhoben werden dürfen; 4. daß die Schifffahrtspolizei für die gemeinsame Flußstrecke durch gemeinsames Einverständnis zu regeln ist, wobei jedoch dem Uferstaat die Unterhaltung der Leinpfade und Treppelwege und die Vertiefung des Flußbettes zufällt.

Diese Grundsätze gelangten nur allmählich und mittelst besondrer Vereinbarungen, keineswegs vollständig zur Anerkennung. Es darf hingewiesen werden auf die verschiedenen Rheinschifffahrts- und Elbschifffahrtsakte, die vom Jahre 1821 an beginnen, namentlich auf die unerquicklichen Verhandlungen wegen des Stader Zolles, dessen Erhebung das souveräne Hannover rechtswidrig durchsetzte, ferner auf die Zwistigkeiten wegen der Schelde, auf die Streitigkeiten zwischen England und Nordamerika wegen des Lorenzstromes. Was die Donau betrifft, so ist erst durch den Pariser Vertrag von 1856 vereinbart worden, daß in Zukunft die Grundsätze der Wiener Kongreßakte auch auf die Donau anwendbar sein sollten, eine Bestimmung, welche die Zweifel dieser Akte auf jenen großen Strom, dessen letzter Lauf von souveränen und nicht souveränen Uferstaaten begrenzt wurde, übertrug. Durch denselben Vertrag wurden zwei Kommissionen eingesetzt, eine europäische, welche von Sattischa an die notwendigen Arbeiten bezeichnen und ausführen lassen sollte, um die Mündungen der Donau und der angrenzenden Meeresüste schiffbar herzurichten, sowie eine Kommission der Uferstaaten (mit Einschluß der damaligen Donaufürstentümer), welche Schifffahrtsreglements und Strompolizeivorschriften erlassen, die Stromarbeiten ausführen und nach Auflösung der europäischen Kommission über die Schiffbarkeit der Mündungen und angrenzenden Meeresüste wachen sollte. Diese Uferstaaten vereinigten sich später zu der Donauschifffahrtsakte vom 7. November 1857, welche diese Bestimmungen unter Fortbestehen der ständigen Kommission ausführte. Durch einen Akt, gezeichnet zu Galatz am 2. November